

PATRICK S. FÖHL, YVONNE PRÖBSTLE

Die Suche nach dem großen Narrativ

Wir sind Zeug*innen von radikalen innen- und außenpolitischen Umbrüchen und erleben einschneidende Veränderungen, die häufig an Überforderung nicht entbehren. Es mag nur allzu menschlich erscheinen, in dieser Situation nach vermeintlich altbekannten Lösungen zu greifen, auf Parolen des Bewahrens, oder den Wert sogenannter, zu schützender kultureller Identität nach oben zu setzen. Der Soziologe Thomas Druyen sieht jedoch gerade in dieser Reaktion eine zentrale Ursache für die zunehmende Ratlosigkeit: »Es gibt diese ›Horizonte der Verlässlichkeit‹, die über Jahrhunderte unser Verhalten bestimmt haben, nicht mehr, die etwas sehr Beruhigendes hatten. Und deshalb ist Kontinuität oftmals eine Reise in die völlig falsche Richtung.« (Druyen 2018a; vgl. Druyen 2018b). Man mag entgegenhalten, dass Gesellschaften regelmäßig Umbrüche erfahren, die immer schon die Suche nach Orientierungs- und Begründungsmustern auf die Tagesordnung gerufen haben. Allerdings bergen die Errungenschaften und Herausforderungen der Gegenwart eine Komplexität für das alltägliche (Zusammen-)Leben, die auch eine grundsätzliche Transformation bestehender Denk- und Handlungslogiken erforderlich macht. Albert Einstein sagte bereits: »Probleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen, durch die sie entstanden sind.« Im Kontext dieser Umbrüche und ansteigender Komplexität beziehungsweise Unübersichtlichkeit hat in den letzten Jahren der Begriff des Narrativs eine beachtliche Karriere gemacht. Als Modewort allerdings wird es vielfach in Texten verwendet, wo andere Begrifflichkeiten meist besser am Platz wären.

Wir fordern neue Erzählungen, aber sind wir auch bereit dafür?

Als sinnstiftende Erzählungen bieten Narrative Orientierung in immer komplexer werdenden Systemen. Der Duden kennzeichnet »narrativ« schlicht als »erzählend, in erzählender Form darstellend« beziehungsweise die »Narrativik« als »Technik und Theorie des Erzählens«. Dahinter verbirgt sich eine große Kunst,

denn funktionierende Narrative verfügen jeweils über eine klare, prägnante, aktivierende, sinnstiftende und zugleich integrative Erzählstruktur beziehungsweise Funktion. Das heißt auch, dass sie eine wichtige Grundlage für die Ermöglichung von Teilhabe darstellen. Denn Narrative vermitteln ein kollektives Selbstverständnis und können eine gemeinsame Idee oder Vision transportieren, die sich nicht zuletzt an gegenwärtigen Herausforderungen orientiert. So verstanden legitimieren sie zugleich das kulturelle Handeln einer Gemeinschaft. Allerdings existieren Narrative nicht einfach, sondern sie werden gemacht und entspringen den jeweiligen Zeitumständen.

Liegt darin vermutlich die Ursache für den seit einigen Jahren in verschiedenen Diskursen beinahe schon inflationären Gebrauch des Begriffs Narrativ? Solange Narrative »funktionierten, musste niemand über sie reden. Ja, man erkannte sie nicht einmal als solche« (Heine 2016). Die Krise der demokratischen Parteien mag hierfür ein besonders eindrückliches Beispiel abgeben. Ihre Gründungserzählungen lesen sich als Antwort auf die Industrielle Revolution, entsprechen aber nicht mehr unbedingt den Herausforderungen und Umständen der heutigen Zeit (vgl. Görlach 2016). Zugleich ist die Legitimität der Europäischen Union ins Wanken geraten und bedarf dringend einer neuen Erzählung, die aus der heutigen Gemeinschaft erwächst und eine normative Wirkung entfalten kann. Robert Menasse beschreibt in seinem Roman »Die Hauptstadt« eindringlich das Ringen um ein zeitgemäßes Narrativ für die Europäische Union und lässt den Leser am drohenden Scheitern dieses Vorhabens teilhaben. Eine Niederlage, die nicht zuletzt der Dominanz von Partikularinteressen und einem »Weiter so« geschuldet ist.

Vor diesem Hintergrund gewinnt auch der Begriff beziehungsweise das Konzept von »Heimat« wieder an Bedeutung. Hatte der Begriff in Deutschland lange etwas Anrüchiges und schien er ob der Globalisierung schon fast obsolet, ist es doch gerade letztgenannte, die das Bedürfnis in den Menschen nach einem klar definierten (sozialen) Raum erstarken lässt, in dem man Gewöhnung, Geborgenheit, Orientierung und Sicherheit empfindet (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2010). Hier entstehen interessante Parallelen zu den laufenden Identitäts- und Narrativediskursen.

Auch in Kulturpolitik und Kulturmanagement erleben wir die paradoxe Situation, dass neue Narrative zunehmend eingefordert werden, aber sich die Umsetzung in der Praxis als äußerst schwierig gestaltet. Das Ergebnis sind Mottos, die an der Grenze zu Allgemeinplätzen (z. B. »Stadt des Sports«) verlaufen, weil sich am Ende nur dafür ein Konsens erzielen lässt oder ein stark verbreitetes Sicherheitsdenken mehr wiegt als der Mut, etablierte, aber im Grunde überkommene Erzählungen zu überdenken. Besonders deutlich wird dies am Begriff der Vielfalt. Jede deutsche Stadt ist kulturell vielfältig und somit ist ein auf Vielfalt bezogenes Narrativ weitgehend immer konsensfähig, da es quasi alles inkludiert. Am Ende bleibt es dann aber nicht selten beliebig, einfältig, mutlos und verpasst damit die Chance auf eine große Erzählung, die auch das Potenzial hätte, die Vielfalt einer

Stadt oder Region auf besondere Art und Weise ins Licht zu rücken. Denn häufig liegt das Missverständnis vor, dass ein Narrativ nach dem Ausschlussprinzip funktioniert und das Handeln innerhalb eines Systems mit einem narrativen Bekenntnis unumkehrbar festgeschrieben wird.

Narrative in Kulturpolitik und Kulturmanagement: ein Systematisierungsversuch

Bevor der Blick noch spezifischer auf das vermeintliche Verblassen einstiger großer Erzählungen und die gegenwärtige Problematik des *großen Erzählens* gerichtet wird, soll zunächst ein Blick darauf geworfen werden, in welchen Kontexten Narrative in Kulturpolitik und Kulturmanagement eine Rolle spielen:

- Als kulturpolitische Metaerzählungen stehen Narrative für konzeptbasierte Ansätze der Kulturpolitik. Sie vermitteln Visionen, denen kulturpolitische Entscheidungen folgen. Starke kulturpolitische Narrative wie die »Neue Kulturpolitik« und »Kultur für alle« wirken teilweise bis heute nach, weil sie nach wie vor eine Relevanz vorzuweisen haben, denn kulturelle Teilhabe ist und bleibt eine der zentralen Herausforderungen des Kulturbetriebs. Gleichzeitig hat sich das Verständnis von Teilhabe (v.a. hinsichtlich Zielgruppen und Angeboten bzw. Formaten) verändert und die kulturpolitischen Leistungsmöglichkeiten sind heute angesichts einer über Jahrzehnte gewachsenen additiven Förderlogik und zunehmend komplexer werdender Herausforderungen wie den Strukturen einer postmigrantischen und immer stärker segmentierten Gesellschaft andere. Dieser Ausschnitt aus der kulturbetrieblichen beziehungsweise kulturpolitischen Wirklichkeit zeigt, dass es Narrative braucht, die im Jetzt verortet sind – ebenso wie die kritische Überprüfung vergangener Erzählungen. Gegenwärtig scheint jedoch kein vergleichbares Narrativ in Erscheinung zu treten. Konzepte etwa wie die »Aktivierende Kulturpolitik« konnten nicht die notwendige Überzeugungskraft entfalten, um sich als Narrativ durchzusetzen. Und so dauert die kulturpolitische Suchbewegung an.
- Dass es aktuell an kulturpolitischen Metaerzählungen fehlt, zeigt sich außerdem im Bereich der Kulturentwicklungsplanung, die seit einigen Jahren vor allem auf kommunaler, aber auch auf regionaler und landesweiter Ebene eine Renaissance erfährt. Wo übergeordnet auf der kulturpolitischen Agenda eine Orientierung fehlt, wird versucht im Rahmen von solchen Planungsprozessen einen Diskurs über mögliche Narrative in Gang zu bringen. Aufgabe von solchen Narrativen ist es, die Funktion einer Vision oder eines Leitbilds für die zukünftige Kulturarbeit und Kulturpolitik zu übernehmen.
- Außerhalb eines kulturpolitischen Kontextes fungieren Narrative unter anderem auch als programmatische Aufhänger für kulturelle Großereignisse. Sie verknüpfen die Vielzahl an Formaten und Einzelveranstaltungen, die in der Regel solche Projekte kennzeichnet, durch ein erzählerisches Band. Zugleich entsteht durch die Kommunikation eines starken Narrativs die Möglichkeit der Profilierung beziehungsweise Abgrenzung, was vor allem in Wettbewerbs-

situationen von Vorteil ist (z.B. Positionierung in der Festspiel- und Festival-landschaft oder Bewerbung um den Titel »Kulturhauptstadt Europas«).

- Der Konkurrenzgedanke führt im Kulturtourismus zugleich immer häufiger dazu, dass Destinationen sich die Frage stellen, welche Botschaft sie nach außen vermitteln wollen und welches Bild bei den Gästen entstehen soll. Unter einem narrativen Dach lassen sich Kulturangebote so bündeln, dass Transparenz für die Besucher*innen entsteht und die Kulturdestination dadurch an Sichtbarkeit gewinnt.
- Im Kulturmarketing sind Narrative alias Storytelling weit verbreitet. Sie tragen dazu bei, die Besonderheit der eigenen Kultureinrichtung beziehungsweise des eigenen Angebots zu vermitteln und das potenzielle Publikum jenseits von Fakten auch emotional zu erreichen. Unterstützt wird der Einsatz dieses Marketing-Instruments durch die digitale Entwicklung, vor allem durch die Möglichkeit, Bild-, Audio- und Videomaterial in Storytelling-Kampagnen ohne größeren Aufwand einzubinden.

Narrative benötigen Wahrhaftigkeit

Auf Grundlage dieses ersten groben Systematisierungsvorschlages zur Verortung von Narrativen im Kontext von Kulturpolitik und Kulturmanagement und der ersten kritischen Bestandsaufnahme wird nochmals ein Blick auf die Entwicklung von Narrativen in diesem Feld und die zunehmenden Segmentierungstendenzen geworfen.

Zunächst einmal scheint eine Herausforderung darin zu liegen, dass Veränderungen und die Kreation neuer Erzählungen einer (selbstkritischen) Wahrhaftigkeit bedürfen, die zwar immer eingefordert wird, aber realiter nicht gelebt oder gar sanktioniert wird (vgl. Föhl/Klemm 2019). Jede*r kennt die Forderung nach mehr Experiment, aber wenn tatsächlich etwas schief geht, dann wird man feststellen, dass es häufig an einer Fehlerkultur in Deutschland mangelt. Vielmehr greifen dann in aller Regel Sanktionen. Das verhindert den nötigen Mut und damit auch große Erzählungen. Anpassung, Mitschwimmen, »ja nicht auffallen« dominieren. Das macht es auch kritischen Geistern zunehmend schwer, denn sie wollen schließlich auch weiterhin in Lohn und Brot stehen.

Blickt man zum Beispiel auf die sogenannte »Neue Kulturpolitik«, weicht diese einer kritischen Reflexion über ihre Ziele, ihrer unbestrittenen Erfolge, aber ebenso unübersichtlichen Defizite immer wieder aus. Hier kann nur schwerlich etwas Neues entspringen, wie etwa ein neues *großes Narrativ*, auf das so viele warten – das heißt ein umfassendes kulturpolitisches Konzept beziehungsweise Leitbild, auf das man sich parteiübergreifend geeinigt hätte und das die Kulturpolitik auf allen föderalen Ebenen tragen könnte.

Als letztes dieser Narrative kann man sicherlich das Konzept einer »Kultur für alle« in den Fokus stellen. Hierzu ist allerdings einiges anzumerken. Das Konzept einer »Kultur für alle« wurde 1973 zunächst vom Deutschen Städtetag formuliert

(vgl. Deutscher Städtetag 1973), bevor es dann Hilmar Hoffmann 1979 in seinem namensgleichen Bestseller berühmt machte. Dieses Konzept war erstens fest eingebunden in einen von SPD und FDP gleichermaßen getragenen gesamtgesellschaftlichen Entwurf (SPD-Slogan der Bundestagswahl von 1972: »Wir schaffen das moderne Deutschland«) und zweitens vor dem Hintergrund sprudelnder Steuereinnahmen. Nach »Wohlstand für alle« (Ludwig Erhard) und »Bildung für alle« (Robert Picht) nun also die Kultur. Sicherlich konnte man sich drittens auch deshalb parteiübergreifend auf diesen Slogan einigen, weil es sich weitgehend um ein verteilungspolitisches Konzept handelte und man inhaltlichen Fragestellungen überwiegend auswich (z.B. welche Kultur denn hier verteilt werden sollte). Dieser Konsens ist somit heute aufgrund der gesellschaftlichen Veränderungen (kultur-)politisch nicht mehr ohne weiteres herstellbar (vgl. Klein 2009).

Zur weiteren Analyse: Bereits 1985 hat Jürgen Habermas in seinem seiner Zeit viel zitierten MERKUR-Artikel »Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien« eine »neue Unübersichtlichkeit« konstatiert sowie die These formuliert:

»Heute sieht es so aus, als seien die utopischen Energien aufgezehrt, als hätten sie sich vom geschichtlichen Denken zurückgezogen [...]. Die Zukunft ist negativ besetzt [...]. Die Lage mag objektiv unübersichtlich sein. Unübersichtlichkeit ist indessen auch eine Funktion der Handlungsbereitschaft, die sich eine Gesellschaft zutraut.« (1985)

Man geht sicherlich nicht fehl, wenn man in dieser Diagnose der »Unübersichtlichkeit« den Beginn des Verlusts des *großen Narrativs* in der (Kultur-)Politik konstatiert. Weitgehend übersehen – und zudem nicht kritisch aufgearbeitet – wurde seiner Zeit, dass die politische Strömung, die Habermas »Neokonservatismus« nannte, ihrerseits den Versuch unternahm, eine neue Übersichtlichkeit herzustellen. Beispielhaft hierfür kann Lothar Späth mit seiner Grundwertekommission gelten, auf deren Grundlage schließlich die legendäre Kunstkonzeption des Landes Baden-Württemberg entstand.

Während hier versucht wurde, ein neues Narrativ zu formulieren, verlor sich die andere Seite des politischen Spektrums – wenn nicht alles täuscht – in jener Unübersichtlichkeit. Der französische »nouvelle philosophe« Jean-Francois Lyotard verkündete in gleicher Weise in seinem »Bericht« »Das postmoderne Wissen« wie Habermas 1979 das Ende der alten, der *großen Erzählungen* (vgl. Wyss 2009). An die Stelle der *großen Erzählungen* (Marxismus, Kommunismus, Verteilungsgerechtigkeit, Kultur für alle usw.) traten die vielen einzelnen (Identitäts-)Erzählungen: Narrative – oder besser *Narrativ-chen* – statt des einen Narrativs: Geschichten statt Geschichte. Der Diskurs zersplitterte, es ging endlich auch und nun zunehmend mehr um die Identität einzelner gesellschaftlicher Gruppen wie zum Beispiel der feministische Diskurs (in all seinen Spielarten), der LGBT-Diskurs (heute LGBTQIA+), der Genderdiskurs oder die Disability-Studies beziehungsweise entsprechende Diskurse. Diese Diskurse konnten sich außerdem durchaus überlappen.

Heute müsste man zusätzlich noch den Kolonial-Diskurs (vgl. Liepsch/Warner/Pees 2018), den Migranten-Diskurs, transkulturelle Denkansätze (vgl. Welsch 2017) und andere anfügen. Jede einzelne Teilgruppe meldete und meldet ihre berechtigten und gut begründeten Ansprüche an die Gesellschaft an und die Politik versuchte und versucht dem gerecht zu werden, indem diesen Forderungen mehr oder weniger Rechnung getragen wurde und wird. Das war und ist jedoch keineswegs eine ausschließlich deutsche Herausforderung. Erinnert sei an den kritischen Diskurs über das 2004 erschienene und nicht ganz unumstrittene Buch »Who we are?« von Samuel P. Huntington, das die daraus resultierende »Identitätspolitik« bereits im Titel trägt. Unter anderem schließt François Jullien 2017 an diesen Diskurs mit seinem Buch »Es gibt keine kulturelle Identität« an.

Sucht man nach weiteren exemplarischen konzeptionellen und literarischen Auseinandersetzungen über Identität und Narrative in den letzten Jahren, stößt man schnell auf das keineswegs spektakuläre, gleichwohl im öffentlichen Diskurs der letzten Jahre in Deutschland aber so dominante Buch des französischen Soziologen Didier Eribon »Rückkehr nach Reims«, das die Loslösung aus seiner sozialen (Arbeiter-)Klasse durch akademischen Erfolg und sein Coming out als Homosexueller reflektiert, das ihm wichtiger war als der Klassenkampf.

Des Weiteren stößt man auf das Buch »Die letzte Stunde der Wahrheit« des Münchner Soziologen Armin Nassehi, in dem er aus systemtheoretischer Sicht sehr plausibel gemacht hat, warum es »die eine Wahrheit« (d.h. das »große Narrativ«) nicht mehr geben kann. Sein Buch trägt den bezeichnenden Untertitel: »Warum rechts und links keine Alternativen mehr sind und Gesellschaft ganz anders beschrieben werden muss«. In einem Kapitel über »Komplexität« schreibt er »Komplexität heißt also: Nichts ist mehr aus einem Guss [...] heißt also: die lose gekoppelte Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem [...]«. Und weiter:

»Gesellschaft ist eher etwas, das geschieht, etwas, das permanent praktisch und gegenwärtig aufgeführt wird, etwas, das instabiler ist, als es uns zumeist erscheint, vor allem, wenn wir es beschreiben, als sei es etwas [...] Auf der Bühne »Gesellschaft« (spielt) eher eine Laienspielschar, die, zur Echtzeit gezwungen, weder Probe- noch Korrekturmöglichkeiten hat, sondern ihre Struktur gewissermaßen improvisieren muss und dennoch zu Selbststabilisierungen auch im Hinblick auf die Wechselseitigkeit der operativ voneinander unabhängigen Funktionssysteme kommt. Es ist fundamental eine Gesellschaft der Gegenwart«.

Wie kann sich das Ringen um ein Narrativ am Ende lohnen?

Die eben beschriebene Situation halten sowohl Individuen wie Gesellschaften kaum aus. Die allermeisten dürsten quasi nach »Geschlossenheit«, nach Identität, nach Orientierung, nach »klaren Antworten«. Dies war, dies ist die Stunde derer, die »klare« Antworten versprechen – weitgehend wohl wissend, dass es diese nicht geben kann unter den vorhandenen Bedingungen. Dies ist die Stunde der Trumps, der Erdogans, des Brexit, der AfD: Klare Verhältnisse: »America first«, »Deutschland den Deutschen« und so weiter.

Es ist sicherlich höchst einfach all dies – zurecht – zu verteufeln, zu brandmarken, als ewigen Nationalismus und Rechtspopulismus. Das entlastet möglicherweise die Gefühlswelt, gibt aber keine Antwort auf die drängende Frage: Was wäre eine alternative Antwort auf die unbestreitbaren Herausforderungen? Wie geht man mit den populistischen Strömungen um? Welches Narrativ könnte angeboten werden, das nicht zu unterkomplex oder überkomplex ist angesichts der obigen Szenarien?

Die seit einiger Zeit zu beobachtende Wiederbelebung des Begriffes »Heimat« (vgl. Schüle 2017), das Nachdenken über *Nation* und *Patriotismus* – und in diesem Zusammenhang weitergedacht zum Beispiel über »die transkulturelle Gesellschaft« (vgl. Wolfram/Föhl 2018) oder die Stärkung der *Sprechfähigkeit/Selbstermächtigung* aller gesellschaftlichen Gruppen (vgl. Wolfram 2018) – könnte vielleicht ein Beginn der Neuformulierung eines (kultur-)politischen Narrativs sein. Von da aus ließe sich dann sinnvollerweise wieder über Kulturpolitik nachdenken und diskutieren.

Eine andere Möglichkeit wäre, die Ambivalenz, die Ambiguität, das eben »Nicht-Klare« zu thematisieren, wie dies schon 1991 der polnisch-englische Philosoph Zygmunt Baumann in seinem Buch »Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit« gefordert hat. Die Konsequenz wäre die Forderung nach einer Ambiguitätstoleranz, das heißt das bewusste Aushalten der Widersprüche, zum Beispiel des *Eigenen* und des *Fremden* – auf diesem Aushalten könnten dann vielleicht andere Begriffe in den Mittelpunkt rücken, die weniger das Teilende sondern das Gemeinsame betonen. Ein Beispiel wäre der bereits erwähnte Diskurs um Transkulturalität, der genau dies tut (vgl. Wolfram/Föhl 2018).

So oder so bleibt bei allem Dafürhalten für ein starkes, mutiges Narrativ beziehungsweise Nicht-Narrativ nicht von der Hand zu weisen, dass die Verständigung auf eine solche Erzählung eine außerordentliche Herausforderung darstellt, die am Ende auch scheitern kann. Das Ergebnis sind dann die bereits vielfach beschriebenen Allgemeinplätze, die schnell wieder in der Versenkung verschwinden. Was also tun, damit sich das Ringen um ein Narrativ am Ende lohnt?

Narrative lassen sich nicht am Reißbrett von Marketingexpert*innen entwerfen. Es braucht verschiedene Protagonist*innen für eine Erzählung und es braucht den Dialog zwischen diesen Akteur*innen. Kulturschaffende haben ihre spezifische Sicht auf den jeweiligen Ort oder Sachverhalt. Das gilt ebenso für Vertreter*innen aus anderen Bereichen, wie zum Beispiel Bildung, Internationales, Marketing, Stadtentwicklung, Tourismus, oder verschiedenen Communities sowie für Politiker*innen. Sie alle bringen ihre diversen Erzählstränge ein, die jeweils aus ihrem Blickwinkel betrachtet relevante Sujets verhandeln. Und genau darum muss es gehen, um die Verständigung auf Narrative zu erreichen, denen eine Bedeutsamkeit beziehungsweise Wichtigkeit inhärent ist. Nur dann können Narrative einen Zweck erfüllen – ob zur Legitimation beziehungsweise Motivation kollektiven Handelns oder zur Positionierung beziehungsweise Sichtbarmachung einer Kultureinrichtung oder Kulturdestination. Erfahrungsgemäß kommen die

genannten Akteur*innen jedoch nicht in Eigeninitiative an einen Tisch. Ergo braucht es nicht nur einen Dialog und Anlass, sondern auch eine motivierende und koordinierende Kraft, die darüber hinaus zwischen den verschiedenen Perspektiven vermittelt, mit dem Ziel, einen Konsens für ein starkes gemeinsames Narrativ herbeizuführen.

Eine Disziplin, die potenziell die notwendigen Schnittstellen sowie Räume schaffen und eine wichtige Rolle der Übersetzung sowie Moderation übernehmen kann, ist das Kulturmanagement (vgl. Föhl/Wolfram 2016). Dafür ist es notwendig, dass die Ausbildung von Kulturmanager*innen zukünftig stärker auf dieses »Zwischenraum- und Transformationsmanagement« fokussiert wird, um entsprechende Fähigkeiten entwickeln und einsetzen zu können (vgl. Föhl/Klemm 2019). Dann ist die Chance groß, dass die Diskussionen über Narrative, Identität und Heimat Früchte tragen und Prozesse des Nachdenkens und der konstruktiven Veränderung angestoßen werden können.

Dieser Text erschien in Teilen bereits 2018 im KM Magazin (vgl. Föhl / Pröbstle 2018). Ebenso möchten wir an dieser Stelle ganz herzlich Prof. Dr. Armin Klein danken, der uns wichtige Impulse zur weiteren Auseinandersetzung mit dem Thema Narrative gab, die wir in diesem Beitrag aufgegriffen haben.

Literatur

- Baumann, Zygmunt (2005): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg: Hamburger Edition
- Bundeszentrale für politische Bildung (2010): *Zur Relevanz des Begriffs Heimat*, <http://www.bpb.de/lernen/grafstat/projekt-integration/134586/info-03-05-was-ist-heimat-definitionen> (letzter Zugriff: 19.3.2020)
- Deutscher Städtetag (Hrsg.) (1973): *Wege zur menschlichen Stadt. Vorträge, Ansprachen, und Ergebnisse der 17. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages vom 2.–4. Mai 1973 in Dortmund*, Köln: W. Kohlhammer
- Druyen, Thomas (2018a): »Die Deutschen sind Reaktionsweltmeister«, in: *Die Zeit* vom 5.4. 2018 (Nr. 15)
- Druyen, Thomas (Hrsg.) (2018b): *Die ultimative Herausforderung – über die Veränderungsfähigkeit der Deutschen*, Wiesbaden: Springer VS
- Eribon, Didier (2016): *Rückkehr nach Reims*, Berlin: Suhrkamp
- Föhl, Patrick S. / Klemm, Suse (2019): »Über den positiven Gestaltungswillen. Praktische Transformationsarbeit im Kulturmanagement«, in: *KM. Kultur und Management im Dialog*. Das Monatsmagazin von Kulturmanagement Network, Nr. 147, S. 45–59
- Föhl, Patrick S. / Pröbstle, Yvonne (2018): »Viel-falt als Einfalt? Vom Suchen und Ringen nach Narrativen im Feld der Kultur«, in: *KM. Kultur und Management im Dialog*. Das Monatsmagazin von Kulturmanagement Network, Nr. 138, S. 34–45
- Föhl, Patrick S. / Wolfram, Gernot (2016): »Cultural Managers as »Masters of Interspaces««, in: *CultureWork. A digital periodic broadside for arts & culture workers*, November 2016, Vol. 20, No. 4
- Görlach, Alexander (2016): »Eine neue Botschaft muss her«, in: *Zeit online*, <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2016-09/narrative-europaeische-union-usa-parteien> (letzter Zugriff: 10.10.2019)
- Habermas, Jürgen (1985): »Die Neue Unübersichtlichkeit. Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien«, in: *Merkur*, Heft 431 (Jan./1985), S. 1–14
- Heine, Matthias (2016): »Hinz und Kunz schwafeln heutzutage vom »Narrativ««, in: *Welt online*, <https://www.welt.de/debatte/kommentare/article159450529/Hinz-und-Kunz-schwafeln-heutzutage-vom-Narrativ.html> (letzter Zugriff: 10.12.2019)
- Hoffmann, Hilmar (1979): *Kultur für alle. Perspektiven und Modelle*, Frankfurt am Main: Fischer

- Huntington, Samuel P. (2004): *Who are we: Die Krise der amerikanischen Identität*, München: Europa Verlag
- Jullien, François (2017): *Es gibt keine kulturelle Identität*, Berlin: Suhrkamp
- Klein, Armin (2009): *Kulturpolitik. Eine Einführung*, Wiesbaden: Springer VS
- Liepsch, Elisa / Warner, Julian / Pees, Matthias (Hrsg.) (2018): *Allianzen. Kritische Praxis an weißen Institutionen*, Bielefeld: transcript
- Lyotard, Jean-François (2019): *Das postmoderne Wissen: Ein Bericht*, Wien: Passagen
- Menasse, Robert (2017): *Die Hauptstadt*, Berlin: Suhrkamp
- Nassehi, Armin (2018): *Die letzte Stunde der Wahrheit. Kritik der komplexitätsvergessenen Vernunft*, Hamburg: kursbuch.edition
- Schüle, Christian (2017): *Heimat. Ein Phantom-schmerz*, München: Droemer
- Welsch, Wolfgang (2017): *Transkulturalität. Realität – Geschichte – Aufgabe*, Wien: new academic press
- Wolfram, Gernot (2018): *Die Kunst, für sich selbst zu sprechen*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung
- Wolfram, Gernot / Föhl, Patrick S. (2018): *Transkultur. Eine kurze Einführung* (Broschüre), Berlin: Eigenverlag
- Wyss, Beat (2009): *Nach den großen Erzählungen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp

